

Mit Negativzinsen gegen starken Schweizer Franken?



Jeder zweite Schweizer Franken wird im Ausland verdient. Das bedeutet, dass ein grosser Teil der Schweizer Arbeitsplätze von der Exportindustrie und deren Erfolg abhängig ist. So schön und verlockend ein starker Franken für viele Bürger erscheinen mag – man kann damit günstiger in anderen Ländern reisen, billiger im Ausland und in Fremdwährungen gehandelte Produkte (zum Beispiel Benzin oder Heizöl) einkaufen –, so negativ können die Folgen langfristig für die Exportindustrie, teilweise auch für den Tourismus in der Schweiz und damit unsere Arbeitsplätze sein.

Vor 60 Jahren war ein US-Dollar mehr als vier Schweizer Franken wert, vor 10 Jahren noch 1.80 Franken, heute weniger als 1 Franken. Der Euro hat sich in den letzten drei Jahren von 1.65 Franken auf 1.25 Franken abgewertet. Ursachen für den starken Schweizer Franken mag es viele geben. Einer der Hauptgründe ist sicher die, verglichen mit den meisten Ländern, niedrige Inflationsrate und damit geringe Entwertung des Geldes in der Schweiz. Hier gebührt ein Dank auch der

Schweizer Nationalbank. Andere beziehungsweise sich überschneidende Gründe mögen die stabilen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in unserem Staat sein oder der immer noch starke Finanzplatz. Wieder andere Ursachen sind nicht hausgemacht, sondern haben mit den Finanzproblemen und Überschuldungen anderer Länder zu tun, was deren Währungen abwertet und die Flucht in den Schweizer Franken fördert.

Schmerzgrenze ist erreicht

Mittlerweile hat der Franken eine Stärke erreicht, dass die Schmerzgrenze für viele Export-Unternehmen erreicht oder überschritten ist. Zwar hat die Nationalbank, die sich der Problematik des (zu) starken Frankens natürlich bewusst ist, im letzten Jahr unter anderem mit riesigen Euro-Ankäufen, und somit Franken-Verkäufen, versucht den Franken abzuwerten beziehungsweise den Euro zu stützen. Doch sind diese Anstrengungen offenbar praktisch nutzlos verpufft. Damit hat die Nationalbank, die mittlerweile auf etwa 200 Milliarden (Ramsch-)Euro sitzen dürfte,

ihr Pulver weitgehend verschossen und ist nicht mehr in der Lage, entscheidend zu intervenieren.

Also wie weiter? Nichts tun und einfach abwarten? Vielleicht. Es gibt aber auch andere, eher unkonventionelle Lösungen, um den Franken etwas unattraktiver zu machen. Eine davon wäre die Einführung eines Negativzinses auf Franken-Bankkonten. Das heisst: Anstatt dass ich auf mein Sparkonto pro Jahr 2 Prozent Zins erhalte, bezahle ich 2 Prozent Zins. In den 60er- und 70er-Jahren gab es das bereits. Damals wurde bei Leuten, die im Ausland wohnten, aber in der Schweiz Guthaben in Franken horteten, ein Negativzins erhoben. Mit dem Negativzins sollten natürlich in erster Linie Spekulanten getroffen werden. Die Massnahme könnte aber auch auf die gesamte Bankkundschaft und Bevölkerung ausgedehnt werden. Eine noch weitergehende Massnahme, die gleichzeitig eine Annäherung an ein menschengerechtes Geldsystem bedeuten würde, bestände darin, das Geld selbst mit einem Negativzins zu versehen, das heisst: Das Bargeld würde regelmässig

abgewertet, zum Beispiel um 0,5 Prozent alle drei Monate. Eine Hundertfrankennote würde also alle drei Monate 50 Rappen an Wert verlieren und könnte beispielsweise durch einen Aufkleber, der 50 Rappen kostet, wieder zu einer vollwertigen Note ergänzt werden.

7000 Franken für jeden Bürger

Eine andere Variante, die Frankenstärke etwas zu drosseln, könnte darin bestehen, dass die Nationalbank anstatt für 50 Milliarden Franken Euro kauft, diese 50 Milliarden Franken direkt an das Schweizer Volk verteilt (verschenkt), also etwa 7000 Franken an jeden Bürger. Mit einer solchen Massnahme würde, neben der Freude bei vielen Bürgern, mit hoher Wahrscheinlichkeit eine geringe Inflation ausgelöst und der Franken etwas abgewertet. Oder: Die Nationalbank kauft noch mehr Euro und mit dem wertarmen Euro 2000 oder 3000 Tonnen Gold, von dem sie in der Vergangenheit 1300 Tonnen ziemlich kurzfristig verhöckert hat.

PETER TRINKLER,
NEUHEIM